

Sehr geehrte Damen und Herren,

Frau Merzinger hat mich und meine Lebensgefährtin Michaela gebeten, heute über den Tod unseres Sohnes Valentin zu sprechen, der am 11. November 2008 in Linz gestorben und drei Tage später hier in der Landesfrauen- und Kinderklinik zur Welt gekommen ist. Michaela bittet allerdings um Verständnis dafür, dass sie über Valentins Tod öffentlich nicht sprechen kann. Also werde ich versuchen, ein paar Gedanken zu formulieren. Obwohl ich Autor bin und das Schreiben Teil meines Berufs ist, habe ich fast ein Jahr lang gebraucht, um dieses traumatische Ereignis in Worte fassen zu können. Meine Gedanken zum Tod unseres Sohnes sind im vergangenen Dezember in der Wochenendbeilage der Tageszeitung „Der Standard“ erschienen und die fast einhundert Mails und Briefe, die meine Lebensgefährtin und ich daraufhin bekommen haben, haben uns gezeigt, wie wichtig es war und ist, mit dem weitgehend tabuisierten Thema Totgeburt an die Öffentlichkeit zu gehen. Ich glaube, dass ich deshalb so lange gebraucht habe, um über Valentins Tod schreiben zu können, weil ich monatelang paralytisch war. Frau Merzinger hat gefragt, ob ich darüber sprechen könnte, wie wir die Zeit vor und nach Valentins Tod erlebt haben.

Das erste Gefühl, an das ich mich erinnere, nachdem uns die Ärzte gesagt hatten, dass unser Sohn wahrscheinlich tot zur Welt kommen wird, war das Gefühl völliger Machtlosigkeit. Valentin ist am Beginn des achten Schwangerschaftsmonats gestorben, die Hiobsbotschaft bekommen haben wir zwei Monate zuvor. Das heißt, dass wir acht Wochen lang wussten, dass unser Sohn sterben wird, obwohl er in dieser Zeit regelmäßig Lebenszeichen von sich gegeben hat. Ich erinnere mich, dass ich anfangs sogar Schuldgefühle hatte und mich nicht einmal getraute, meine Hand auf Michaelas Bauch zu legen. Ich hatte Angst, mich mit Valentin zu unterhalten, weil ich fürchtete, dass er an meinem Tonfall merken könnte, dass etwas nicht stimmt.

In den Tagen nach der deprimierenden Nachricht versuchten Michaela und ich, unseren Alltag zu strukturieren. Uns erschien das wichtig, um nicht völlig den Boden unter den Füßen zu verlieren. Geholfen hat uns damals auch, dass wir beruflich sehr gefordert waren, wodurch wir zumindest phasenweise ein bisschen abgelenkt waren.

Damals hat mir ein Seelsorger, der auch ausgebildeter Psychotherapeut ist, etwas Wichtiges gesagt. Er sagte zu mir: „Kurt, denke daran, dass Du nicht nur Vater, sondern auch Bruder, Onkel, Freund, Regisseur, Angler, Autor und vieles mehr bist. Wenn Du Dein Leben jetzt auf die Vaterrolle reduzierst, wirst Du verrückt.“

Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, erscheint sie mir wie in einem Nebel. Umso mehr überrascht es mich, dass Michaela und ich damals alle unsere beruflichen Verpflichtungen erfüllt haben. Wir haben damals im Theater Phönix in Linz gearbeitet. Ich als Regisseur und Michaela als Bühnen- und Kostümbildnerin. Das war auch der Grund, weshalb Valentin in Linz gestorben und zur Welt gekommen ist. Geholfen hat uns damals sicher auch, dass die Ärztinnen und Ärzte an der LFKK, wo Michaela betreut wurde, uns geraten haben, uns nicht zurückzuziehen, sondern möglichst „normal“ am Theater weiterzuarbeiten.

In dieser emotionalen Ausnahmesituation hatten wir das große Glück, dass das ärztliche Personal, die Krankenschwestern und die Seelsorgerinnen in der Landes-Frauen- und Kinderklinik sehr verständnisvoll mit uns umgegangen sind. Wie wir aus eigener Erfahrung wissen, ist das nicht an allen Krankenhäusern in Österreich selbstverständlich.

Wir alle, die wir heute hier anwesend sind, mussten die schmerzhafteste Erfahrung machen, dass der Verlust eines Babys oder Kindes ein traumatisches Ereignis ist, das man ganz schwer in sein Leben integrieren kann. Ich habe den Tod meiner Eltern sehr nahe miterlebt und bei aller Trauer und allem Schmerz empfand ich den Tod meines Vaters und meiner Mutter als etwas Natürliches. Den Tod unseres Sohnes Valentin empfand ich hingegen als etwas Unnatürliches. Der von mir bereits erwähnte Seelsorger und Psychotherapeut sagte mir damals: „Kurt, du wirst auf die Frage nach dem Sinn von Valentins Tod keine Antwort bekommen, weil dieser Tod sinnlos ist.“ Heute, eineinhalb Jahr nach dem Tod unseres Sohnes, ist dieses damit verbundene Gefühl der Leere oft das größte Problem, mit dem wir zu kämpfen haben. Wir wissen heute, dass dieses Gefühl der Leere in irgendeiner Form immer vorhanden sein wird. Und so wie dieses Gefühl einmal stärker und einmal schwächer ist, geht es uns auch mit der Trauer um unseren Sohn. Für die Trauer gibt es kein Rezept. Es gibt keine richtige und keine falsche Trauer. Jeder Mensch trauert auf seine Weise. Fatal wäre es allerdings, die Trauer zu ignorieren oder zu verdrängen. Ich glaube, das Entscheidende für Eltern, die ein Kind verloren haben, ist der Raum, den sie ihrer Trauer geben. Unterdrückte Trauer macht krank und da ich weiß, dass unser Sohn Valentin nicht wollte, dass wir wegen ihm krank werden, versuchen wir, diese Trauer positiv in unser Leben zu integrieren. Und wenn ich Leben sage, meine ich Leben und nicht Erstarrung oder Stillstand.

Das Motto der heutigen Gedenkfeier lautet: „Es macht die Wüste schön, dass es irgendwo einen Brunnen gibt.“ Da ich bereits des öfteren in der Wüste war, weiß ich, dass dieser Satz mit Vorsicht zu genießen ist. In der Wüste erweisen sich vermeintliche Brunnen oft als Fata Morganas und reale Brunnen sind häufig mit Sand oder trübem Wasser gefüllt. Aber überleben kann man auch in der Wüste nur, wenn man einen Brunnen mit trinkbarem Wasser findet. Nach diesem müssen wir suchen, Tag für Tag.

Das Leben geht für uns alle weiter. Zwar anders als bisher, aber es geht weiter. Und das ist das Entscheidende, dass wir auch nach einem so schweren Schicksalsschlag wie den Verlust eines Kindes weiterhin an das Leben, an die Veränderung zum Positiven glauben. Und da ist es gut zu wissen, dass man in seiner Trauer und seinem Schmerz nicht alleine ist.

Kurt Palm